

Götz Wienold: *Inschrift und Ornament oder Die Entfärbung der Objekte. Englische Inschriften in der japanischen Kultur der Gegenwart*. Tübingen: Stauffenburg Verlag 1995, 156 S. (= Probleme der Semiotik, Band 16)

Daß zur Alltagskultur Japans unübersehbar auch englischsprachige Inschriften gehören, hat Wienold zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht, die semiotische Perspektiven auf die Kultur Japans eröffnen soll. Wegweiser, Namensschilder, Gedenktafeln, Anstecker, Spruchbänder zum Beispiel gelten als Inschriften. Charakteristisch ist, daß die Botschaften und die Objekte, die sie tragen, funktionell eine Einheit bilden. Inschriften, die von dieser Regel abweichen, hat Wienold in Japan entdeckt: auf Objekten, deren Funktion nicht darin besteht, Träger einer Botschaft zu sein – auf Tragetaschen zum Beispiel. Solche Inschriften gehören nicht zur Gebrauchsfunktion ihrer Objekte, sie werden aber auch nicht zu Werbezwecken oder als Markennamen verwendet. Weil sie in der Alltagskommunikation nicht aufgehen, ist ihr Inhalt „poetisch-erbaulich“. Auf einer Tragetasche zu lesen:

CANVAS
WE WEAVE THREADS TOGETHER
A SPIDER WEAVES A WEB

So werden außerordentlich detailliert – nach Form, Farbe, Größe, typographischer Gestaltung – Inschriften auf Taschen, Schuhen, Notizbüchern, Personenwaagen, Bügeln, Motorradhandschuhen, Jacken, Sweaters, Einpacktüten, Brillenetuis, usw. erfaßt.

Pragmatisch definiert Wienold Inschriften unter dem Aspekt von Sprachverwendung wie Konversation, Erzählen, Rezitation, Lehren und Lernen von Sprache und Selbstgespräch; funktionell im Sinne Jakobsons als poetische Sprache, die sich durch einen zurückgenommenen Gegenstandsbezug auszeichnet, und dadurch Mehrdeutigkeit der Lesarten, Abweichung von der Grammatik, zusätzliche Struktur- und Äquivalenzbildung ermöglicht.

Die funktionelle Einheit von Botschaft und Träger weist die Inschriften im Normalfall als Indizes aus: Die Zeichen sind Teil des Objekts, das sie trägt. Indexikalisch sind Inschriften aber auch, weil sie an einen Ort gebunden sind und nicht an einen Sprecher. Straßenschilder zum Beispiel beziehen sich auf den Ort, an dem sie aufgestellt sind. Die Inschriften, die Wienold zum Thema macht, sind nicht an einen bestimmten Ort gebunden, sondern an ein Objekt geknüpft, mit dem sie jedoch keine funktionelle Einheit bilden. „Die Inschriften auf Objekten in Japan, die uns hier interessieren, sind alle indexikalisch nach der zweiten Art, also mit Bezug auf das Objekt, an dem sie angebracht sind.“ (61) Die poetisch-erbaulichen Inschriften lassen sich durch den Bezug auf ihre materiellen Träger jedoch nicht verständlich machen; ihre Bedeutung verläuft über ein Subjekt, über einen „sekundären Träger“, auf den die Inschriften als Indizes verweisen: „U.S.A.F.“ auf einem Freizeithemd bringt den Träger ins Spiel.

Die Nähe solcher Inschriften zum Ornament ist unübersehbar. „Das Ornamentale ist ja Gestaltung einer Fläche.“ (44) Ornamental sind die Inschriften auch darin, daß sie zur Gebrauchsfunktion der Objekte nicht beitragen. Das Ornament gliedert die Fläche vor allem nach Gesichtspunkten der Symmetrie und der Zentrierung um eine Mittelachse. Es ist offenkundig, daß Ornamente notwendig visuell artikuliert sind; dagegen steht die Sprachlichkeit der Inschriften. Die Schriftlichkeit des Sprachlichen schränkt die ornamentalen Gestaltungsmöglichkeiten auf Kalligraphie und Typographie ein. Wienold nimmt die kalligraphische Gestaltung als Merkmal japanischsprachiger Inschriften, die

typographische Variation bei englischen hält er für schwach ausgebildet. Deshalb faßt er die Reduktion des Ornaments in den Inschriften noch radikaler, indem er das Ornamentale sprachlich und nicht visuell definiert. „Meine These ist: Das verbal Interessante, das Erbauliche, Poetische, sprachlich Auffällige, zum Nachdenken Anregende ist das Ornamentale geworden.“ (46) Das erlaubt die paradoxe Klassifizierung der Inschriften als nicht-visuelle Ornamente. „Nicht das Visuelle an den englischen Inschriften ist so sehr ornamental, sondern das Sprachliche und das Englischsprachige (oder allgemeiner: das Fremdsprachige). Wir haben *sit venia verbo* nichtvisuelle Ornamente vor uns.“ (46) Die Betonung des Nichtvisuellen meint jedoch nicht, daß im Mittelpunkt die Information im referentiellen Sinn stünde, sondern „das über die referentielle Information Überschüssige, was man poetisch, erbaulich, gelegentlich propagandistisch, gelegentlich wohl doch spirituell nennen mag.“ (74) Der doppelten Bestimmung der Inschriften gemäß, als Ornament nicht visuell, als Schrift aber ornamental zu sein, verteilt sich die poetische Funktion auf die Sprache und die artikulierte Objektfläche zugleich. Äquivalenz- und Strukturbildung manifestieren sich auf der graphischen Seite, während Abweichung von der Grammatik der Normalsprache und Mehrdeutigkeit der Lesarten auf der sprachlichen Ebene liegen.

Daß dieses Modell einige Unschärfen hat, bemerkt Wienold: Die Inschriften haben kaum Referenz; die Indexikalität zum Objekt ist fraglich; der Übergang der Indexikalität vom Objekt auf den sekundären Träger bleibt vage. (Vgl. 106) Weil die sprachlichen Anschlußmöglichkeiten der Inschriften kaum bestimmbar sind, legt Wienold sie als „transportable Ideen“ aus, die allerdings einen weiten Bedeutungshorizont abstecken. „Ideen von der Selbstbehauptung des Individuums, Ideen von der Durchsetzung eigener Wünsche, Ideen von einer Freiheit, aber auch Ideen von Gefühlen und Stimmungen, die in Alltagssituationen wach werden, Ideen von Lässigkeit und Entspannung, auch Ideen von Spiritualität.“ (107) Weil auch die Subjekte oder sekundären Träger in ihrer Kompetenz nicht genau bestimmbar sind, erscheinen die Inschriften in einem sehr allgemeinen Sinn als „Ornamente des Lebens“.

Es gehört zu den besonderen Qualitäten der Semiotik der Inschriften, die Wienold hier vorstellt, daß für die Kultur Japans auch andere Interpretationsmöglichkeiten sichtbar werden. Mit den Ergebnissen der Kulturwissenschaften ließe sich möglicherweise eine andere semiotische Einstellung besser verbinden: Daß die Leistung englischsprachiger Inschriften in Japan nicht in der Verbalisierung des Visuellen liegt, sondern umgekehrt in der Visualisierung des Fremdsprachlichen. In dieser Variante wäre die Diskursivität der Fremdsprache so weit ausgeblendet, daß sie noch als fremde Sprache erkennbar bleibt.¹ Den Inschriften kommt dann die Rolle zu, einen bestimmten Bereich innerhalb der Lebenswelt symbolisch auszuzeichnen: Waren, die einer westlich geprägten Moderne zugeordnet werden. Hier ergeben sich Anschlüsse zu dem kultursemiotischen Befund vom Kontextualismus: daß in Japan Kultur und Gesellschaft in symbolische Orte gegliedert sind und die Subjekte vorrangig aus der Bindung an solche Orte Sinn beziehen. Ikegami hat gezeigt, daß der Kontextualismus nicht nur für Instanzen wie Familie und Gesellschaft gilt, sondern sich auf das gesamte symbolische Spektrum bezieht, zum Beispiel auch auf

¹ Diese These unterstützen auch die Aussagen von japanischen Designern, die Wienold zitiert: Nicht im sprachlichen Inhalt, sondern in den Gestaltungsmöglichkeiten der „fremden“ Form liegt ihr Hauptinteresse.

das Verhältnis von West und Ost oder von Vormoderne und Moderne.² Für diese Funktion der Auszeichnung einer symbolischen Sphäre würde es ausreichen, wenn auf den Inschriften neben der Fremdsprachlichkeit einzelne Wörter erkennbar bleiben, die als Symbole für einen bestimmten Lifestyle stehen.³

Fraglich bleibt, wie modern die Ästhetik der Inschriften in Japan eigentlich ist. Wienold legt sie als nichtvisuelle Ornamente aus und rechnet sie der modernen Kritik am Ornament zu. Zwar vermutet er Vorbilder für die Inschriften in der japanischen Tradition; die starke Fixierung auf das Sprachliche am Ornamentalen macht es ihm jedoch schwer, Beispiele zu finden.⁴ Charakteristisch für die ästhetische Tradition in Japan scheinen jedoch gerade Übergänge zwischen Sprachlichem und Ornamentalem zu sein. Die logographische Schrift bot immer schon die Möglichkeit für eine weitgehende Visualisierung, die auf die Silbenschrift übertragen werden konnte. In der Kalligraphie wurde der Übergang zwischen Sprachlichem und Visuellem fließend und erlaubte eine Vielfalt künstlerischer Gestaltung, die oft in der Verschmelzung von Bild und Inschrift zum Ausdruck kam. Beispiele aus der japanischen Kunstgeschichte finden sich leicht, so z. B. auf Stellschirmen, Gewändern, Bilderrollen. Aus der Edo-Zeit sind Kimonomuster erhalten, in die Schriftzeichen eingearbeitet sind, eine Tradition, die bis in die Heian-Zeit zurückgeht. Hier haben wir es tatsächlich mit poetisch-erbaulichen Inschriften zu tun. Sie verweisen auf die visuellen Zeichen des Musters – das Zeichen „Frühling“ auf ein Blütendesign – und zugleich zitieren sie Gedichte: „The characters and motifs have been ingeniously rendered so that they can be read on two levels. The naive viewer would see only a display of striking decorative images; the cognoscent would respond to a collection of playful baiting phrases. [...] Garments emblazoned with words literally wrapped the wearer in a cloak of language that announced the sensibilities, desires, and values of the owner.“⁵ Dabei bleiben die Zeichen oft so sehr in das Muster verwoben, daß sie bisweilen nur auf den zweiten Blick als Schriftzeichen zu erkennen sind.

Diesem Gegenstand semiotisch nachzugehen, wäre eine lohnende Aufgabe. Wienold hat dafür in seiner Arbeit semiotische Voraussetzungen geliefert, die sehr anregend sind, deren Bezug auf die japanische Tradition jedoch nicht ausgearbeitet ist. Im Anschluß an kulturtheoretische und kunsthistorische Materialien ließe sich wohl auch der Untertitel seiner Arbeit, „Die Entfärbung der Objekte“, besser einlösen.

Judit Árokay und Jens Heise, Hamburg

2 IKEGAMI Yoshihiko (ed.): *The Empire of Signs*. Amsterdam/Philadelphia 1991, siehe die Einleitung; ders.: „Homology of Language and Culture. A Case Study in Japanese Semiotics“, in: Walter A. KOCH (ed.), *The Nature of Culture*. Bochum 1989. – Es ist bedauerlich, daß Wienold keine semiotischen Untersuchungen zur Kultur Japans berücksichtigt.

3 Wienold bemerkt, daß sich englische Namensschreibungen nur bei Waren westlicher Prägung finden, während (zumindest) die Namen traditioneller japanischer Lebensmittel japanisch geschrieben werden, oft im kalligraphischen Stil. Dem entspricht ein funktionelles Äquivalent zwischen den Auszeichnungen. „Man mag also schließen, daß Englischsprachigkeit des Namens einer Ware, semiotisch gesehen, strukturell gleichwertig ist mit dessen besonderer, auch kalligraphischer Auszeichnung.“ (31)

4 Siehe das letzte Kapitel der Arbeit: „Vermutungen zum geschichtlichen Platz ...“.

5 TAKEDA, Sharon Sadako: *Clothed in Words: „Calligraphic Designs on Kosode“*, in: Dale Carolyn GLUCKMAN & Sharon Sadako TAKEDA: *When Art Became Fashion. Kosode in Edo-Period Japan*. Los Angeles County Museum of Art 1992, S. 155.